

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 290

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

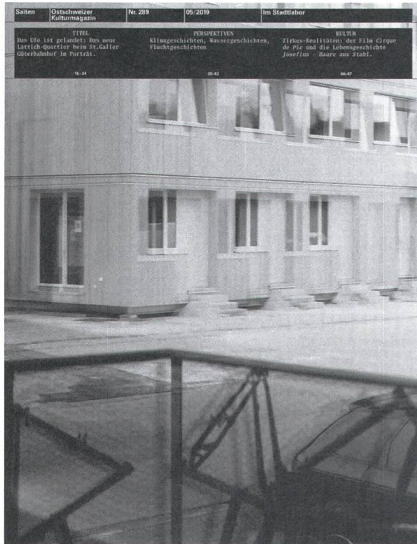
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nr. 289, Mai 2019

Zur Verleihung des Paul Grüninger-Preises an die Crew des Rettungsschiffs Iuventa vom 10. Mai im Palace und die Beiträge dazu im Maiheft:

Sehr geehrte Leute von der Paul Grüninger-Stiftung, das ist eine ausgezeichnete Idee, ich bin froh um Ihren Entscheid. Die Leute müssen zusätzlich zur finanziellen Hilfe auch mentale Unterstützung bekommen, was mit Ihrem Preis möglich ist. Ich freue mich sehr, und ehrlich gesagt tut es mir auch gut, zu wissen, die mutigen Retter auf dem Meer sind nicht allein.
Erica Brühlmann-Jecklin

Liebe Paul Grüninger-Stiftung, Danke für diese Entscheidung. Die Solidarität mit den mutigen Lebensrettern ist bitter nötig. Wer tatenlos zuschaut und zulässt, dass Retter kriminalisiert werden, macht sich mitschuldig. Was auf dem Mittelmeer passiert, ist eine Schande. Liebe Grüsse an alle, die den Mut aufbringen und etwas dagegen tun.
Andreas Meyer

1963 oder Generation Greta

In Saiten März 2019 steht das Thema «Klimawandel» an erster Stelle. Das lobe ich sehr! Deshalb schicke ich Ihnen nachstehend drei Texte. Alle drei Zuschriften betreffen den Klimawandel. Die erste erschien Ende Dezember 2018 und die zweite im Februar 2019 im «Tagblatt». Die dritte versenkte das «Tagblatt» im Papierkorb.

Nach meiner Einschätzung muss man offen sagen, dass es längst nicht mehr «fünf vor zwölf», sondern «Viertel nach zwölf» ist, dass aber die geforderten Massnahmen für den Klima- und Artenschutz immerhin «das grosse Hauen und Stechen» verzögern können. Nicht nur alt Bundeskanzler Helmut Schmidt ist beziehungsweise war überzeugt, dass das 21. Jahrhundert das letzte in der Geschichte der Menschheit sein wird.

Hier der dritte Text:

1963 freute sich der Gemeindepräsident in Trimmis, dass Chur-Landquart nach Genf-Lausanne das zweite Teilstück des Nationalstrassennetzes wurde. 1963 verzeichnete die Lastwagenfabrik Saurer den Höchststand an Beschäftigten in ihrer Firmengeschichte. 1963 mahnten Kritiker, in der Schweiz werde jede Sekunde ein Quadratmeter Grün in Grau verwandelt. 1963 kühlte der Bundesrat die wirtschaftliche Überhitzung mit Konjunktur dämpfenden Massnahmen. 1963 hielt ein Kantonsschüler in Frauenfeld einen Vortrag zum Thema «Wachstum? Genug ist genug!»

1972 las der einstige Kantonsschüler das vom Club of Rome veröffentlichte Buch *Die Grenzen des Wachstums*. Inzwischen Lehrer geworden und glücklich verheiratet, adoptierte statt machte er Kinder. Heute weiss der zweifache Urgrossvater, dass in der Schweiz nach wie vor jede Sekunde ein Quadratmeter Grün in Grau verwandelt wird. Und er hofft, die nach der Schülerin Greta Thunberg benannte «Generation Greta» werde mit ihren Klima-Demos den Wachstumswahn zähmen können.

Mit freundlichen Grüssen
*Hans-Jörg Willi (*1946), Arbon*

Zum Beitrag «Zirkus gegen die Autobahn – lange her...» über den Pic-o-Pello-Zirkus von 1975, erschienen auf saiten.ch:

Meine Güte, wie bin ich froh, dass ihr das Thema aufnehmt – rückblickend, vorausblickend. Danke!

Susanne Hoare, St.Gallen

Zum Beitrag «Der Amtsstubestreuner tritt ab», dem Interview mit dem frisch pensionierten Stadtarchivar Marcel Mayer auf saiten.ch:

Lieber Marcel, hat je jemand behauptet, «Paul Scherrer habe sich mit seinen bahnbrechenden Forschungen Hiroshima oder Tschernobyl gewünscht»? Und der Vergleich von Pierre & Marie Curie mit Paul Scherrer, wie du ihn ziehst, ist dann doch etwas gewagt: Es ist nicht dasselbe, ob man «am Beginn der Atomphysik steht» oder ob man auf die Logik der Atombombe und des Atomkriegs einsteigt. Im übrigen ist es ein schönes Interview, und ich wünsche dem Pensionär alles Gute, vor und nach der OP!
Hans Fässler, St.Gallen

Schluss mit Kreuzweise

Die 25. Ausgabe der Rätselkolumne «Kreuzweise-worte» in diesem Heft ist zugleich die letzte. 25 Mal erfreute uns die knifflige Knobelaufgabe und forderte Leserinnen und Redaktion gleichermaßen heraus, sich den Gedankenbiegungen und Hirnwindungen von Rätselauteur Adrian Lemmenmeier anzunähern. «Eine wahre Wonne» sei dieses Rätsel, schrieb einmal ein Leser. Und nicht wenige Ratefüchse schickten in zuverlässiger Regelmässigkeit das Lösungswort, noch bevor die Drucktinte richtig getrocknet war. Wir bedauern das Ende dieser Kolumne, die aufgrund familiärer und beruflicher Verpflichtungen (Vätermalus?) nicht mehr zu bewerkstelligen ist, und danken Adrian Lemmenmeier und Selina Bernet – von ihr stammte jeweils das Rätselbild – für das monatliche Hirntraining.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

Der Prozess

Saiten ist von einem Tierschutzaktivisten wegen übler Nachrede angeklagt worden. Anlass war ein Online-Artikel über den «Fall Hefenhofen» im August 2017. Das Kreisgericht St.Gallen und das Bezirksgericht Münchwilen haben dem Kläger recht gegeben. Saiten verzichtet darauf, das Urteil weiterzuziehen.

Die Situation ist grotesk: Es wäre hier über einen Prozess zu berichten, den ein Tierschutzaktivist gegen Saiten angestrengt hat. Der Auslöser war eine kurze Textpassage in einem Online-Beitrag über den sogenannten «Fall Hefenhofen», erschienen am 9. August 2017. Die Passage, die Anlass zu seiner Klage wegen übler Nachrede und Persönlichkeitsverletzung war, musste per superprovisorischer Verfügung gelöscht werden. Wer jetzt über den Fall berichtet, ist gezwungen, genau diese Passage zu zitieren, die nicht mehr publiziert werden darf. Wer über den Vorwurf der üblen Nachrede berichtet, kommt nicht darum herum, den Wortlaut zu repetieren und sich damit erneut dem Vorwurf der üblen Nachrede auszusetzen.

Zwei Medien, die «Republik» und das «St.Galler Tagblatt», haben den Fall und die Verhandlung vor dem St.Galler Kreisgericht ausführlich rapportiert und damit die vom Kläger beanstandete Passage mehrfach zitiert. Saiten hat sich entschieden, dies nicht zu tun. Zum einen, weil wir das Risiko einer erneuten Klage nicht eingehen wollen. Und zum andern, weil jede ausführliche Berichterstattung in erster Linie dem Bedürfnis des Klägers nach Publizität dient.

In dem beanstandeten Beitrag lobte die Autorin einerseits die «grosse Solidarität mit den Tieren in Hefenhofen». Zum andern äusserte sie ihr «Unbehagen: Man soll nicht verallgemeinern, schon klar. Trotzdem

drängt sich die Frage auf, wie es sein kann, dass hunderte von Tierschützern und Aktivistinnen in den Thurgau pilgern, während an Europas Grenzen und anderen Orten dieser Welt jeden Tag Menschen im Stillen verrecken, ersaufen, verhungern oder schlicht am System kaputtgehen, also genauso «elend leiden müssen» und «Lebewesen sind, die auf Menschen mit Herz und Verstand angewiesen» wären.»

Der Beitrag illustriert diese Kritik mit einem eingeklinkten Facebook-Post von dritter Seite, der kritisierte, dass es unter den Tierschützern auch Personen gebe, die sich zugleich über das Untergehen von Flüchtlingsbooten freuten. Der Kläger sah dadurch seine Persönlichkeit verletzt. Die Verteidigerin hielt dagegen, es sei in dem Beitrag nicht um eine konkrete Person, sondern um ein gesellschaftliches Phänomen gegangen. Die Äusserungen seien von der Medienfreiheit geschützt und von Grundrechten wie der Informationsfreiheit, der persönlichen Meinungsäusserungsfreiheit und dem Recht auf freie Berufsausübung.

Der Einzelrichter in St.Gallen sowie das Bezirksgericht Münchwilen, bei dem der Kläger ein inhaltlich gleichlautendes Zivilverfahren angestrengt hatte, kamen hingegen zum Schluss, dass der Tatbestand der üblen Nachrede erfüllt sei – nicht aber, dass der Kläger damit in eine rassistische und rechtsextreme

Ecke gestellt worden sei, wie weitere Anschuldigungen lauteten. Das Verschulden sei gering. Das St.Galler Urteil lautet auf eine bedingte Geldstrafe von 10 Tagessätzen à 80 Franken sowie die Übernahme der Verfahrens- und Anwaltskosten der Gegenseite. Die Kosten des Thurgauer Urteils stehen noch aus.

Saiten hat entschieden, auf den Weiterzug der beiden Verfahren zu verzichten. Ein Weiterzug würde in erster Linie dem Kläger erneute Publizität verschaffen – Publizität, die er über zahlreiche gegen Medien und Kritikerinnen und Kritiker geführte Verfahren erlangt. Dazu passt, dass die juristische Auseinandersetzung Anwalts- und Gerichtskosten (bisher mehrere tausend Franken) verursacht, so dass ein Weiterzug vom Verein Saiten nur schwer zu finanzieren wäre. Und darüber hinaus ist davon auszugehen, dass eine Fortsetzung des Verfahrens weniger der Wahrheitsfindung dienen würde als der nochmaligen Bekräftigung der bekannten Positionen.

Argumentiert wurde vor Gericht vom Kläger wie vom Richter mit der fiktiven Instanz eines «durchschnittlichen Lesers». Wir sind sicher: Auch eine nächste oder übernächste juristische Auseinandersetzung würde an dessen Fiktionalität nichts ändern. Ebenso wenig an der zentralen Aussage des Texts, hinter der wir weiterhin hundertprozentig stehen.

Öffentliche Räume, im besten Sinn

Am 22. Juni findet das vielleicht letzte Parkplatzfest statt. Matthias Fässler von der Grabenhalle und Johannes Rickli vom Palace über die «Insel» zwischen den Häusern, das unpolitische Abfeiern von Zwischennutzungen und die Suche nach starken St.Gallerinnen. Interview und Bild: Corinne Riedener



Matthias Fässler von der Grabenhalle und Johannes Rickli vom Palace auf dem Platz, der am 22. Juni eingeweiht wird.

Saiten: Matthias, das Parkplatzfest wurde in den letzten Jahren von der Grabenhalle allein ausgerichtet, dieses Jahr spannt ihr mit dem Palace zusammen. Warum?

Matthias Fässler: Die bessere Frage wäre: Warum erst jetzt? Eigentlich ist es nur logisch und sinnvoll, dass wir das Projekt zusammen machen. Das hat zwei Gründe: Zum einen liegt der Parkplatz, räumlich gesehen, als «Insel» zwischen Grabenhalle und Palace, zum anderen haben Grabenhalle und Palace, kulturell und politisch gesehen, ein gemeinsames Interesse an der Nutzung dieses Platzes.

Johannes Rickli: Kommt hinzu, dass schon die ersten beiden Parkplatzfeste ein gemeinsames Projekt von Grabenhalle und Palace waren.

Saiten: Wo sind diese gemeinsamen Interessen am Platz? Oder anders gefragt: Was sind eure Vorstellungen, wie so ein Platz sein müsste, wenn er dereinst kein Parkplatz mehr ist?

JR: Der Platz sollte nicht kommerziell genutzt werden. Dafür werden sich beide Häuser auch einsetzen – und das Nicht-Profitorientierte ist ja auch ein Merkmal, sowohl von der Grabenhalle als auch vom Palace.

MF: Das Engagement für den Platz ist eine Fortsetzung dessen, wofür die beiden Häuser seit jeher stehen: Wir sind zwar Veranstaltungshäuser und keine Plätze, aber auch öffentliche Räume, im besten Sinn. Räume, die für niederschwellige Begegnungen stehen, für einfachen Zugang und gegen den ökonomischen und sozialen Ausschluss. Und wir sind der Meinung, dass auch die Stadt ein Interesse daran haben muss, solche Räume zu schaffen und zu pflegen.

Saiten: Es gibt ja einige Plätze in der Stadt, die – zumindest in der Theorie – dem öffentlichen Raum zugehören. Was schwebt euch denn konkret vor bezüglich Grabenhallen-Parkplatz?

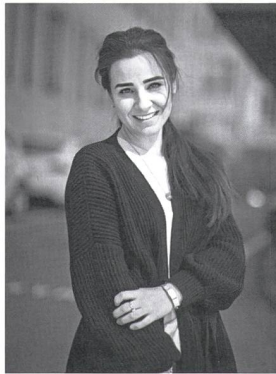
JR: Der Platz wird sich automatisch bespielen, denke ich, nur schon aufgrund seiner Lage. Dort kann sehr viel passieren, auch mit einer gewissen Öffentlichkeit, weil es ja keine Einzelpersonen sind, die den Platz nutzen.

MF: Ich hoffe auf einen breiten Gestaltungsprozess von unten. Dort soll sich zum Beispiel auch der Quartierverein treffen können. Die Meinung ist nicht, dass der Parkplatz primär ein Konzertort sein soll, wo jede Woche Rambazamba ist. Wir wollen keinen Bacardi-Dome dort und auch kein St.Gallerfest, kurz: keine kommerziellen Akteure.

JR: Im Moment ist es zwar auch schon möglich, den Platz zu bespielen, allerdings ist das sehr teuer – über 1000 Franken. Man muss quasi die Parkgebühren zahlen, wenn man den Platz nicht als Parkplatz nutzen will.

MF: Wir wollen auch nicht das alleinige Nutzungsrecht, aber wir wollen, dass dort gewisse Prinzipien und Kriterien gelten. Mich nervt das unpolitische Abfeiern von Zwischennutzungen, Pop-Up-Stores und Provisorien. Der Grabenhallen-Platz ist ein dauerhaftes Projekt. Es ist bedauerlich, dass das Bespielen von Brachen und ähnlichen Plätzen offenbar nur noch möglich ist in der Verschränkung von Standortförderung, ökonomischen Playern, Kreativszene und Freiwilligenarbeit. Das soll beim Grabenhallen-Parkplatz anders sein. Öffentliche Räume haben ja – wenn man den Begriff ernst nimmt – auch immer etwas Konflikthafes in ihrem Wesen. Das soll auch der Grabenhallen-Platz haben, man muss nicht alles bis in den letzten Winkel durchreglementieren. Die Stadt darf ruhig etwas Vertrauen haben ins Palace und in die Grabenhalle.

Integrationsprozesse



«Wer glücklich sein will, braucht Mut. Mut zur Veränderung, neue Brücken zu bauen, alte Pfade zu verlassen und neue Wege zu gehen.» (Autorin oder Autor unbekannt)

Das Wort Integration können alle auf andere Weise verstehen. Manche verwechseln Integration mit Assimilation. Das sind Leute, die viel Angst haben, vor allem vor Zuwanderern aus islamischen Ländern. Man kann aber auch integriert sein, ohne seine Wurzeln zu verlieren. Aber was genau bedeutet «integriert» sein?

Integration betrifft uns alle – die Einheimischen ebenso wie die Zugewanderten. Wir Menschen müssen lernen, wie wir zusammenleben sollen, wenn wir verschiedenen Kulturen und Nationalitäten angehören. Dieser Prozess muss von Respekt, Liebe, Menschlichkeit und gemeinsamer Verantwortung für unser Glück und Harmonie im Leben geprägt sein. Als Grundlage für das harmonische Zusammenleben muss man die Gesetze eines Landes kennen, die Religionsfreiheit akzeptieren und die Gepflogenheiten verschiedener Nationalitäten respektieren. Für mich bedeutet integriert sein, mich einer Gemeinschaft zugehörig zu fühlen, nicht mehr so fremd zu sein, wie ich es am Anfang war. Nur leider fühlen sich Zugewanderte oft benachteiligt.

Ich möchte kurz über meinen eigenen Integrationsprozess erzählen – und über die Personen, die mich auf diesem schwierigen Weg begleitet haben und bis heute unterstützen.

Als Erstes versuchte ich, möglichst schnell Deutsch zu lernen, um mich in der Schweiz nicht fremd und verloren zu fühlen. Dann wollte ich eine Arbeitsstelle finden, um mich auch beruflich integrieren zu können. Als ich die B2-Prüfung in Deutsch abgelegt hatte, wurde ich von unserer Gemeinde beim Projekt HEKS MosaiQ angemeldet. Dort habe ich Jelena Milošević kennengelernt. Sie half mir mit der Anerkennung meines Diplomes, kurz darauf fand ich eine Praktikumsstelle im Büro für Umwelt und Energie der Stadt St.Gallen, wo ich jetzt arbeite. Mein Berufsintegrationseinsatz dauert insgesamt sechs Monate.

Zum Glück habe ich auch sehr viele Freunde, die mich bei der alltäglichen Integration unterstützen. Ich bin sehr dankbar für diese wunderbaren Menschen und glücklich, dass sie mich ein Stück meines Weges begleitet haben. Am Anfang war es schwierig, aber heute habe ich ein tiefes Vertrauen in mich und meinen Weg.

Farida Ferecli, 1988, ist in Sumqayit in Aserbaidschan aufgewachsen und 2015 in die Schweiz gekommen. Sie hat Chemie und Ökologie studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wittenbach.

Saiten: Schlagen sich diese gesellschaftlichen und politischen Überlegungen auch im diesjährigen Festprogramm nieder, ähnlich wie in den letzten Jahren?

JR: Dieses Jahr ist einiges anders: Mit dem Entscheid, dass das Parkhaus UG 25 definitiv gebaut werden soll, werden auch die Parkplätze endlich aufgehoben. Wir feiern darum am 22. Juni zuversichtlich die grosse Eröffnung des Platzes. Geplant ist ein hochtrabender Festakt mit Reden, einer Blasmusik, einer Zeitkapsel, einem Kunstwerk und Konzerten.

MF: Eine politische Einbettung, beispielsweise mit einem Film oder einem Vortrag, wird es dieses Jahr nicht geben. Der Anlass an sich ist ja schon politisch. Unser eigentliches Ziel ist, dass diese Einweihung noch pompöser wird als die Bahnhofseröffnung.

JR: Wir haben uns zu Recherchezwecken extra ganz viele Bilder von der Bahnhofseröffnung angeschaut. Es wird zum Beispiel auch einen Spatenstich geben, wie das so üblich ist bei Prestige-Projekten.

Saiten: Was ist in dieser Zeitkapsel?

JR: Sicher eine Zeitung, vielleicht ein Gipfeli – wir sind noch unschlüssig. Vielleicht müssen wir eine Kommission gründen, die sich der Zeitkapsel annimmt.

Saiten: Ihr habt dieses Jahr zum ersten Mal die Bewilligung bis um 23 Uhr.

MF: Ja, das werten wir als schönes Zeichen seitens der Stadt und der Stadtpolizei. Wir freuen uns über das Vertrauen.

JR: Man ist uns gegenüber sehr wohlwollend in dieser Sache. Wir freuen uns sehr auf das Fest. Der Platz wird voll im Zentrum stehen – vielleicht werden wir ihn auch noch benennen.

MF: Wir suchen noch nach starken St.Gallerinnen, nach denen wir den Platz benennen könnten.

JR: Zuerst haben wir an Karin Keller-Sutter gedacht, aber das wäre wohl auch irgendwie das falsche Zeichen ...

Parkplatzfest: 22. Juni, 15 bis 23 Uhr, danach Barbetrieb bis 3 Uhr
Mit Konzerten von Pyrit (CH), J&L Defer (CH), Rizan Said (SYR) und Djane Ayo Wa (CH)

grabenhalle.ch, palace.sg

Biiicycles!



Damit mache ich mich jetzt auf einen Schlag unbeliebt, aber: Ich hab die Band Queen nie so richtig gemocht. Liegt wohl daran, dass ich fast nur in den Gay-Ausgang gehe, und alle zwei Stunden lässt irgendwer *Bohemian Rhapsody* laufen und der Tanz-Takt ist im Arsch. Also nicht wortwörtlich. Oder für einige vielleicht schon. Weiss nicht. Egal.

Queen nicht so recht zu mögen, ist tabu. Und zwar bei allen. Von der Berufsschwuchtel

über die Szenelesbe bis zum Vorzeigehetero sind sich alle einig: Freddie Mercury, das ist unser Lieblingschwuler. Den mögen wir. Der darf das.

Blöd nur, dass Freddie Mercury gar nicht schwul war. Oh ja, er hat Männer geliebt und verschmust und verschmaust. Aber er fühlte sich auch zu Frauen hingezogen. Historisch ist das eindeutig. Zu sehen in *Bohemian Rhapsody*, der letztes Jahr in den Kinos lief und jetzt offiziell die erfolgreichste Filmbiografie ever ist (!): Man sieht Mercury jahrelang eine Frau begehren – während er casually mit Typen ins Nest geht –, und als er sich bei ihr dann als bi outet, kriegt er die Antwort: Nein, Freddie. Du bist schwul. Als wäre Bisexualität eine Verhandlungsbasis, ein Diskussionspodium, ein Flohmarktstand. Einer sagt: Bi! Die andere sagt: Nein, schwul! Und dann ist die Verhandlung zu Ende.

Seit diesem Film mag ich Queen ein bisschen mehr. Einerseits weil Rami Malek, der Freddie spielt, unendlich attraktiv ist. Andererseits weil ich mich verbunden fühle mit Freddie, der in der Single *Bicycle Race* die ganze Zeit «BIIIIIIcycle» ruft, als wollte er eigentlich «ich bin BIIIIIII» rufen. (Die Theorie gibts übrigens wirklich.) So wie Mercury ergeht es vielen bisexuellen Menschen, denen man ihre sexuelle Orientierung abspricht. Niemand glaubt an bisexuelle Männer, weil alle sie für schwul halten. Niemand glaubt an bisexuelle Frauen, weil sie doch eigentlich hetero sind. Katy Perry sang schliesslich auch «I kissed a girl, and I liked it ... hope my boyfriend don't mind it.»

Nein, der Boyfriend findet es hot. Solange sich Männer vorstellen können, dass heisse Frauen was mit heissen Frauen haben und sie, die Männer, dabei sein können, ist alles easy. Schwierig wirds nur, wenn zwei Frauen in einer exklusiven Beziehung sind: Das findet man dann irgendwie seltsam. Aber wer von euch ist der Mann in der Beziehung? Wie habt ihr denn Sex? – Ich wünschte, das wären erfundene Sätze, aber sie gehören zu den häufigsten Reaktionen, die wir frauenliebenden Frauen über uns ergehen lassen müssen. Alter, du googelst jeden Abend «hot lesbian sex scene», aber du überlegst dir keine Minute, dass wir für unser Vergnügen nicht DEINEN Penis benötigen?!

Und wenn ich schon fauche, dann will ich gleich alle anfauchen. Die Homos sind nämlich nicht viel besser darin, bisexuelle Menschen als solche zu akzeptieren. «Jaja, dass ich bi bin, dachte ich auch einmal», lachen dann Schwule und Lesben. «Jaja, bitzli ausprobieren ist ja völlig okay als Phase», lachen die Heteros und Heteras, und währenddessen sitze ich im Kino, in meinem Arm die schönste Frau der Welt, die ich meine Freundin nennen darf, und vor meinen Augen der schönste Mann der Welt, der Rami Malek heisst, und denke: Schönste Phase ever.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet als Geschäftsführerin für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

Wein – Eine Lobrebe



Lange Zeit dachte ich mir: «Warum trinkt jemand Wein? Es gibt doch Bier!»

Aber ich war gerade eine Woche in Italien und zumindest dort ist Wein diese eine Lobrebe wert. Wein ist in aller Munde. Und wenn er nicht vollmundig ist, dann war der Schluck zu klein.

Ja, Wein ist in aller Munde. Wir erinnern uns alle, als sogar

Barack Obama in gebrochenem

Schweizerdeutsch rief: «Yes, Wii can!»

Und was Wein alles kann. Zum Beispiel kam es durch Wein zu meinem ersten Kuss. Wirklich.

Ich trank mir Mut an und dachte: «Yes me and Wii can!» Und das ist die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr mir Wein helfe!

Denn im Wein liegt die Wahrheit, weil sie dort nicht mehr stehen kann. So sagte es schon Manfred Hinrich. Und Robert Louis Stevenson sagte: «Wein ist Poesie in Flaschen.»

Bei diesem Spruch merkt man, dass Wein auch sehr viel mit Politikern gemeinsam hat. Denn: «Politik ist Volkswillen in Flaschen.»

Wein hilft uns, die Welt zu verstehen. Er ist ein Sprachbarrierenbrückenbauer.

Als Beispiel ein Dialog zwischen einem Thurgauer Winzer und einem Genfer Winzer:

«Me Wii?»

«Mais oui!»

Dreissig Minuten später:

«No me Wii?»

«Non! Mais... Oui!»

Auch ich habe sehr viel mit Wein gemeinsam. Wir beide machen gerne blau. Und ich mag meinen Wein wie meinen Humor. Nicht trocken, nein, auf Kosten anderer.

Halt, das war ein Scherz. Mein Humor geht immer auf meine Kosten.

Beispiel: Letztthin war ich beim Arzt meine Impfungen auffrischen. Mein Arzt hat Humor. Nachdem er die Spritze aus meinem bleichen Arm gezogen hat, schaute er mich an und sagt: «So, dä hämmer ei Mol än gsprütztä Wiissä!»

Das einzige, was ich bei Wein nicht verstehe, sind zwei Dinge: Der Flaschenhalter und die Weinkönigin. Wann immer ich Bilder von einer Weinkönigin sehe, denke ich mir: «Also mini Fründin suuft die locker under dä Tisch!»

Und ich verstehe das Weinregal. Aber was sollen diese Weinflaschenhalter für eine Flasche? Ich verrate euch mal ein Geheimnis: Eine Weinflasche steht von alleine.

Bis auf das ist Winetime Primetime. Schlussendlich muss ich auch zugeben: Wein ist besser als Bier. Zumindest in einer Sache. Eine alte Bauernweisheit besagt: «Melkt der Bauer seinen Stier, trank der Trottel zu viel Bier.»

Mit Wein wäre ihm das nicht passiert. Wein reimt sich nämlich nicht auf Stier.

PS: Ich wurde für diese Kolumne nicht von der Weinlobby bezahlt. Ich verrate dennoch meine absolute Lieblingsweinhandlung: Nämlich ihn zu trinken.

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Musikfestwoche Meiringen
5.–13. Juli 2019

SCALE

Künstlerischer Leiter: Patrick Demenga

Klassik – 10 Konzerte vom Feinsten
Grosse Werke der Kammermusik, Neues und Rares
in unerhörten Interpretationen ...
Die Grande Dame des Pianos: Elisabeth Leonskaja

Der Goldene Bogen
Das Quatuor Sine Nomine wird ausgezeichnet.

Geigenbauschule Brienz
Die besonderen Scalen der Musikinstrumente

Vorverkauf:
kulturticket.ch, Telefon 0900 585 887
haslital.ch, Telefon 033 972 50 50

www.musikfestwoche-meiringen.ch

Fotomuseum Winterthur

**Sophie Calle –
Un certain regard**

08.06.–25.08.2019

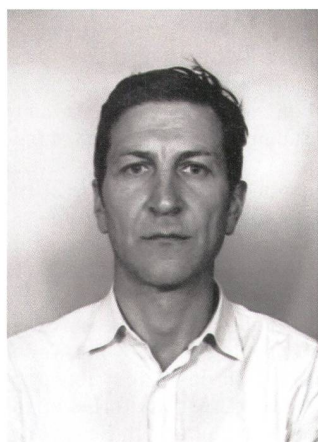
SITUATIONS/Porn

08.06.–13.10.2019

Fotostiftung Schweiz

**Mondsüchtig –
Fotografische
Erkundungen**

08.06.–06.10.2019



**ALEX
HANIMANN**

**Same
but Different**

**8. Juni bis
1. September 2019**

**KUNST
MUSEUM
ST.GALLEN**

Eine Institution



Das Klubhaus entstand 1886 – sein Name sagt es – als Tagungsort für Vereine und Klubs. Der Restaurantteil auf der Seite der Gleise war einst ein offener Innenhof – die ehemalige Aussenmauer ist zum Raumteiler geworden. In den beiden Seitenflügeln waren Kegelbahnen untergebracht. Seit 1981 betreibt der Spanierclub, der «hogar español» (= Spanisches Zuhause) das Lokal und hat das Klubhaus zu einer St.Galler Institution gemacht.

Das Klubhaus macht keine Werbung, aber «tout Saint Gall» – weit über die spanische Community hinaus – scheint es zu kennen und zu lieben: ein lautes Lokal, mit herumrennenden Kindern, mit plärrendem Fernseher, mit einer kaum veränderten Speisekarte sowie einer oft unerklärlichen Reihenfolge, mit der die Tapas auf den Tisch kommen.

Kein Wunder hat das Klubhaus schon viele Abbruch-Attacken überlebt: 2001 wollte die Post dort ihr Verteilzentrum bauen, worauf sich eine Genossenschaft zusammenfand, das Haus kaufte und den Betrieb rettete. 2012 war diese Genossenschaft am Ende ihrer Weisheit und verkaufte an die Ausgleichskasse des Gewerbes, wieder «auf Abbruch». Jetzt griff die Politik ein und brachte den Stadtrat dazu, das Haus zu erwerben. Und mit der partizipativen Planung Bahnhof Nord wurde es nobilitiert, als «wichtiger Nukleus der Quartierentwicklung».

Inzwischen ist das geschichtsträchtige Haus punktuell renoviert, auch wenn man es ihm von aussen nicht ansieht. Für 1,8 Millionen wurden eine neue Küche eingebaut, die Haustechnik erneuert und das Dach abgedichtet. Auch hinter der Theke ist einiges neu, aber im Restaurant selbst merkt man nicht einmal, dass der Bodenbelag ausgewechselt wurde: Er hat wieder dieselbe Farbe.

Auf die Aussensanierung wurde bewusst verzichtet, denn nach wie vor ist unklar, was auf dem Bahnhof-Nord-Areal dereinst passieren wird. Für die nächsten 15 Jahre – so das Renovationsziel – kann hier weiter gewirtet werden. Gambas al ajillo, Paella und Cerveza wird es neben der immer gleichen Kopie von Picassos Guernica-Bild hoffentlich noch viel länger geben.

Klubhaus, Klubhausstrasse 3
071 222 03 55, hogar.ch

Eisenbahn-Charme

Besondere Räume stellt diese Innensicht-Reihe vor. Das vielleicht speziellste Restaurant überhaupt in der Stadt St.Gallen ist die «Lok». In der ab 1903 erbauten, über sechs Meter hohen Halle standen ursprünglich Dampflokomotiven. Seit 2010 herrscht – namentlich am Sonntagmorgen beim Brunch – ein dichtes Menschengedränge.

Den faszinierenden Ort hatten junge Theaterleute in den 1990er-Jahren entdeckt und ab 1999 organisierte die Galerie Hauser & Wirth hier Sommerausstellungen. Danach waren es die Kulturleute des Kantons, die sich für den Kauf und die Umnutzung als Kulturzentrum mit Restaurant stark machten. Dies gelang 2008 mit dem Ja der Stimmberechtigten.

Das Zürcher Architekturbüro Stürm und Wolf gewann den Wettbewerb für den gut 17 Millionen Franken teuren Umbau des grössten erhaltenen Ringdepots der Schweiz und rettete dessen Charme: Von den Schienen im Boden über Markierungen an den Wänden bis zur Gartenbeiz über der Drehscheibe erinnert das Haus an seine Vergangenheit. Die Einbauten fürs Theater, fürs Kinok und fürs Restaurant sind so platziert, dass die Weite der Halle spürbar bleibt, nicht zuletzt auch dank der gläsernen «Sichel», die die Architekten vor das innere Halbrund gestellt haben.

Vom Zentrum, der Drehscheibe, her betritt man das Lokal durch die ursprünglichen Tore der Remise und erlebt so die ganze industrielle Wucht. Zum Raumerlebnis tragen auch die alten Fenster bei, die dank innerer Aufdoppelung erhalten blieben. Drinnen sitzt man, flankiert von der silberglänzenden Installation über der Bar – sie stammt vom in Genf lebenden Künstler John M. Armleder – an weiss gedeckten Tischen. Wer Glück hat, ergattert sich einen Platz an einer der Tisch- und Bank-Kombinationen, auf denen man seitlich auf den alten Schienen hin- und herrollen kann. Die vorbeifahrenden Züge immer vor Augen, nimmt selbst die Speisekarte der Gastro-Kette von Peter Schildknecht die Stimmung auf.



Lok, Grünbergstrasse 7
071 272 25 70, lokremise.ch

Besondere Räume in Stadsanktgaller Cafés, Bars und Restaurants – entdeckt und fotografiert von der Heimatschutz-Sektion St.Gallen/Appenzell I.Rh. Texte und Recherche: Beat Fritsche, René Hornung. Bilder: Monika Ebner, Emanuel Sturzenegger

heimatschutz-sgai.ch
HEIMATSCHUTZ
ST.GALLEN/APPENZEL I.RH.



Designer**innen*** gbs
Fotograf**innen*** sg.ch
Textildesigner**innen***
Visuelle Gestalter**innen***
Interactive Media
Designer**innen***
Industrial Designer**innen***
Bildende Künstler**innen***

* Weiblich gehaltene Formulierungen
gelten immer für beide Geschlechter.

Kanton St. Gallen
Schule für Gestaltung



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St. Gallen

Kunst Museum Winterthur

Beim Stadthaus

18.5. – 18.8.2019

Frozen Gesture

Gesten in
der Malerei



Franz Ackermann
Ingrid Calame
Pia Fries
Bernard Frize
Katharina Grosse
Robert Janitz
Jonathan Lasker
Roy Lichtenstein
Fabian Marcaccio
Judy Millar
Carl Ostendarp
David Reed
Gerhard Richter
Christoph Rütimann
Karin Sander
Christine Streuli

Roy Lichtenstein, Yellow Brushstroke, 1965, Kunsthau Zürich, 1975 © Estate of Roy Lichtenstein / 2019, ProLitteris, Zürich

Jossi Wieler, Milo Rau

Der Regisseur Jossi Wieler erhält den Thurgauer Kulturpreis 2019, dotiert mit 20'000 Franken. Der Regisseur Milo Rau hat den Stadt-Sanktgaller Kulturpreis 2018, dotiert mit 25'000 Franken, nicht erhalten. Finde die Unterschiede.

Beide, Wieler wie Rau, zeichnet aus, dass sie im europäischen Theater grossgeworden sind und grossartige Inszenierungen geschaffen haben. Wieler war zuletzt Intendant in Stuttgart, hat als Opernregisseur Furore gemacht und als ein Künstler, der auf Dialog statt auf Maestro-Gehabe setzt. Dafür ist er vielfach ausgezeichnet worden, unter anderem: Regisseur des Jahres 1994, Konrad-Wolf-Preis 2002, Deutscher Theaterpreis 2005 oder Nestroy-Preis 2009.

Rau ist neuerdings Intendant in Gent, inszeniert auf allen Kontinenten, packt die kontroversesten Stoffe an, setzt auf kooperative Theatermodelle und heimst alle Preise ein, welche die Sparte hergibt, so den Premio Ubu, den Peter-Weiss-Preis und zuletzt den Europäischen Theaterpreis.

Rau, Jahrgang 1977, ist in St.Gallen aufgewachsen und nach der Matura weggezogen, nach Paris, dann nach Deutschland. Wieler, Jahrgang 1951, ist in Kreuzlingen aufgewachsen und nach der Matura weggezogen, nach Israel, dann nach Deutschland. Rau hat in seiner Herkunftsstadt einmal inszeniert, das umstrittene Projekt *City of Change*, er hat hier publiziert und debattiert. Wieler hat im Thurgau nie inszeniert. Beide, Rau wie Wieler, betonen, wie stark die Landschaft und das regionale Umfeld ihrer Kinder- und Jugendzeit sie geprägt hätten.

Und das ist der Unterschied: Der Thurgauer Regierungrat folgt dem Rat seiner Kulturkommission und schätzt sich glücklich, mit Jossi Wieler einen Ausgewanderten mit seinem Kulturpreis auszuzeichnen. Der St.Galler Stadtrat ist dem Rat seiner Kulturkommission nicht gefolgt und hat für sein Njet das Phänomen des «kulturellen Fussabdrucks» erfunden, der bei Rau zu schwach sei. Wieler sagt im «Tagblatt»-Interview offen, er habe das kulturelle Leben im Kanton «in all den Jahren eigentlich nicht bereichert», wie das die Kulturpreis-Satzung verlange.

Am 22. August feiert der Thurgau seinen Kulturpreisträger. Es möge eine rauschende Feier werden. (Su.)

Three Thinking Steps

Die halbe Schweiz hat sich im Mai über Bundesrat Ueli Maurer, unseren «Präsident Switzerland» lustig gemacht. Weil er noch worser Englisch spricht als SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher. Da kommt schon ein wenig Schadenfreude auf. Die Abschotter schotten sich auch sprachlich konsequent selber ab. Zum Lachen ist das eigentlich nicht, denn im Gegenzug fordern Maurer und Konsorten, dass alle, die neu in dieses Land kommen, asap möglichst fliessend Deutsch sprechen sollen. Weil «Integrationswille» und so. Nur ausgeben will man dafür nicht einmal das Nötigste.

Zur Veranschaulichung: Bei der Migros-Klubschule kostet ein Deutschkurs Niveau B1 – «Mit Deutsch den Alltag meistern» – 926 Franken inklusive Lehrmittel. Total 15 Kurstage oder 60 Lektionen à 50 Minuten. Dazu kommt eine ungefähre Lernzeit von 120 bis 140 Lektionen. Mit abgeschlossenem B2 kann man laut Klubschule: an Gesprächen zu diversen vertrauten Themen teilnehmen, Hauptinformationen aus Berichten über aktuelle Ereignisse und Themen aus seinem Berufs- und Interessengebiet entnehmen, Texte verstehen, in denen gebräuchliche Alltags- oder Berufssprache vorkommt sowie Briefe schreiben und von eigenen Erfahrungen und Eindrücken berichten.

Mit B2 kommt mensch also schon ziemlich weit. Ausser er oder sie will an der Fachhochschule Soziale Arbeit studieren. In den entsprechenden Zulassungsbedingungen steht nämlich: «Für fremdsprachige Bewerberinnen und Bewerber muss der Nachweis von ausreichenden Deutschkenntnissen auf Niveau C2 erbracht werden.» Das Goethe-Zertifikat C2, auch Grosses Deutsches Sprachdiplom (GDS) genannt, steht für ein «sehr weit fortgeschrittenes Sprachniveau und entspricht der höchsten Stufe auf der sechsstufigen Kompetenzskala des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen (GER)». Auf diesem Niveau «werden Sie Deutsch fast wie Ihre Muttersprache beherrschen», steht in der Kursbeschreibung.

Hier drei «Thinking Steps» an die Adresse der FHS-Verantwortlichen im Fachbereich Soziale Arbeit. Erstens: Werden die Kosten für das C2-Zertifikat (20 Kurstage für total 720 Franken) von den Aufnahme- bzw. Semestergebühren abgezogen? Zweitens: Ist die Sprache im Bachelorstudium Soziale Arbeit so dermassen kompliziert und hochstehend, oder traut man es fremdsprachigen Studierenden einfach nicht zu, dass sie sich bei Schwierigkeiten selbständig organisieren? Und drittens: Warum ist die Hürde nur für Fremdsprachige so hoch? Es gibt auch Deutschsprachige, wo nicht recht Deutsch können. Man versteht sich trotzdem. (co)